

Grün ist das neue Gold in der verdichteten Stadt

Europas grösste Pflanzenfassade in Düsseldorf ist ein Öko-Statement – zumindest auf den ersten Blick

ULF MEYER

Grüne Architektur, eine blühende Spezies, ist eine irdische Vorform des Paradieses. Oder, wie der israelisch-kanadische Architekt Moshe Safdie sagt: «Das Paradies ist ein Garten – und kein Gebäude.» Die Vorstellung, dass Gebäude und Gärten zwei verschiedene Welten sind, scheint zusehends passé zu sein. Mutige Architekten machen derweil den nächsten Schritt und hüllen ihre Gebäude gleich auf allen fünf Seiten in einen grünen Kokon aus Vegetation.

Natur in das Zentrum der Städte zu bringen – in Form von vertikalen Privatparks –, ist das erklärte Ziel der Architektur, einer neuen Balance von Architektur und Gartenbau. Grüne Fassaden bieten mehr als Schmuck und Sichtschutz – die hängenden Gärten der Neuzeit werden als veritable vertikale Wälder angepriesen, die vor Stadtlärm schützen sollen. Grünzeug an und auf Gebäuden kann die trockene Stadtluft reinigen, befeuchten und kühlen. Wasser wird im Wurzelwerk gespeichert, Temperaturschwankungen werden gemindert, und die Blätter dienen als natürliche Staubfilter, die Schadstoffe und Abgase auffangen. Die Liste der Vorteile ist noch viel länger: Pflanzen, deren Laub im Sommer die grelle Sonne abschirmt und sie im Winter durchscheinen lässt, regulieren Temperatur und Klima in den Interieurs, binden Kohlendioxid und dämpfen Verkehrslärm. Dabei sind diese schwebenden Gärten zuweilen senkrechte Hightech-Wälder, ausgeklügelt und intensiv gepflegt, um ein urbanes Naturerlebnis zu erlauben.

Acht Kilometer Hainbuche

Ein neues Geschäftshaus an der berühmten Königsallee in Düsseldorf bietet derzeit Europas grösste Grünfassade: Acht Kilometer Hainbuchenhecken bedecken drei Fassaden und das Dach komplett. Noch nie war ein Gebäude so grün – zumindest dem Augenschein nach. Ob es aber wirklich ökologisch sinnvoll ist, Vegetation als Fassadenmaterial einzusetzen, darüber gehen die Fachmeinungen auseinander. Die Hecken auf dem Düsseldorfer Einkaufsstempel sollten das Mikroklima der Stadt verbessern, sagt der Architekt. Die Quantifizierung fällt allerdings schwer. Vor allem, wenn aus gestalterischen Gründen Monokulturen wie die grossflächige Hainbuchenbepflanzung an der Königsallee eingesetzt werden und so die Biodiversität kaum erhöht wird.

Das trapezförmige, Kö-Bogen II genannte und vom deutschen Green-Building-Pionier Christoph Ingenhoven entworfene Gebäude in Düsseldorf wirkt mit seinem Bewuchs von 30 000 Pflanzen wie ein veritabler Weinberg mitten im Einkaufsviertel. Ganz so anspruchslos, wie die Hecke in anderen Umgebungen beschrieben wird, ist sie auf der schrägen, 27 Meter hohen Fassade nicht unbedingt. Bewässerung, Nährstoffversorgung und Pflege sind aufwendig: Gärtner fahren in eigens entwickelten Befahranlagen um das Geschäftshaus herum, um die Hecken zu trimmen. Die riesige Hecke ist nicht aus der Nähe erlebbar, und der Dachgarten ist nicht für Menschen gedacht. Vielmehr versteht sich das Gebäude als «vertikaler Landschaftsgarten», als Beitrag gegen den Klimawandel, speziell den Urban-Heat-Island-Effekt, der beschreibt, wie sich stark versiegelte Metropolen aufheizen. Mehr als zwei Drittel der Flächen der meisten Städte der Welt sind versiegelt.

Öko nur fürs Auge

«Grün ist das neue Gold», schrieb Claudia Moll, Präsidentin des Bundes Schweizer Landschaftsarchitektinnen und -architekten kürzlich, «Grau ist das neue Grün», lautet wiederum ein Schlagwort



Die Hecken auf dem Gebäude an der Königsallee sollen das Mikroklima der Stadt verbessern, heisst es.

INGENHOVEN ARCHITECTS/HIGESCH

der Kritiker von sichtbar grüner Architektur. Denn Architekten, wenn sie nicht im Team mit Landschaftsarchitekten arbeiten, sind manchmal zu schnell mit dem grünen Filzstift und zeichnen die absurdesten Dachgärten auf papierdünne Betonplatten. Nur selten beschäftigen sie sich vertieft mit vegetativer Architektur, die eben auch Tiefe zum Wachsen braucht. Eine dichte, gemischt genutzte Stadt der kurzen Wege mag in ihrer Umweltprominenz besser dastehen als eine begrünte, die mit Hightech-Installationen bewässert und mit Nährstoffen versorgt werden muss. Doch es geht nicht um Quantitäten allein, der Komfort ist ebenfalls wichtig: Denn das Grün der Hecken schirmt im Sommer starke Wärmestrahlung ab, und die Verdunstungskälte des Giesswassers bietet einen zusätzlichen Kühleffekt. Und nicht nur das Auge, auch das Gemüt freut sich am Pflanzenwuchs.

Deshalb hat der Botaniker Karl-Heinz Strauch von der Beuth-Hochschule für Technik aus Berlin für das Kö-Gebäude ein aufwendiges phytotechnologisches Konzept erarbeitet. Die Hecken müssen mit Wasser und Nährstoffen versorgt, gepflegt und beschnitten werden. Zusammen mit dem Architekten hat er horizontale Behälter entwickelt, die mit Substrat gefüllt sind. Der Erfolg der Bepflanzung hängt von der Auswahl von Pflanzen ab, die an Lage, Sonneneinstrahlung, Himmelsrichtung und Klima angepasst sein müssen. Die Bewährungsprobe steht noch aus.

Für jedes Klima der Welt

Ingenhoven beobachtet deshalb minutiös, wie sich der Trend zu bioklimatischen Grünfassaden in anderen Teilen der Welt entwickelt: Singapur gilt als radikalstes Aushängeschild für grüne Architektur, seit der fortschrittliche Stadtstaat die ambitioniertesten und strengsten Auflagen für vertikales Grün in der Stadt erlassen und damit eine neue Architekturbewegung geschaffen hat. In der südostasiatischen Wirtschaftsmetropole sind genaue Verhältnisse festgelegt, die den Ersatz natürlicher Grünflächen durch zugängliche Gärten in Neubauten erzwingen: Gebäude müssen mehr Grünfläche haben als Grundfläche.

Dieses neue Denken in der Stadtplanung fordert Architekten insbesondere in tropisch-feuchten Regionen

heraus. Die Singapurer Lokalmatadoren vom Büro Woha, aber auch westliche Architekten wie Moshe Safdie schlugen aus den grünen Regeln gestalterische Funken: Safdie hat mit seinem «Jewel» genannten Gebäude am Flughafen Changi einen gigantischen Wasserfall und grüne Gärten so dramatisch und meisterlich in ein schnödes Einkaufszentrum integriert, dass das Jewel nicht nur müde Umsteigepassagiere magnetisch anzieht. Durch die Kaskaden von üppig blühenden Frangipani und tropischen Palmen dringt dann und wann ein vernünftiges Kinderquatschen durch die Gischt, die der Indoor-Wasserfall aufwirbelt.

Wenn Pflanzen, Wasser und Sonnenlicht zum integralen Bestandteil von Architektur werden, kann das Wohlbefinden und Lebensglück steigern.

Das Büro Woha hatte mit seinem Parkroyal-Gebäude schon zuvor bewiesen, dass selbst ein städtisches Hotel zu einer Oase mit 15 000 Quadratmetern Gärten und Terrassen umgestaltet werden kann, in der menschengemachte Landschaften und Gärten Wände und Decken bilden. Das Gartenhotel hat doppelt so viel Grünfläche, wie sein Grundstück gross ist. Selbst im Zentrum des Banken- und Geschäftsviertels der Stadt, die keine Jahreszeiten kennt, spriesst wegen des tropischen Klimas und der allzeit gleichen Temperaturen in Äquatornähe das Grün aus jedem Winkel. Vermietbare Fläche stiehlt es freilich dennoch. Aber in Singapur regt sich gegen die neue Gartenbaukunst kaum Kritik, denn selbst Immobilienentwickler und Bauherren sehen den Mehrwert, der durch Vegetation entstehen kann.

Mit Pflanzen regelt recht überfüllte Gebäude vermitteln bisweilen ein fast bukolisches Bild, das an Erich Fromms Buch «Die Seele des Menschen» erinnert, das die «Liebe zum Lebendigen» erstmals theoretisch ergründete. Beim Trend zur grünen Architektur geht es nicht nur um Ökologie oder Bauphysik.

Wenn nämlich Pflanzen, Wasser, natürliche Materialien und Sonnenlicht zum integralen Bestandteil von Architektur werden, kann das auch Wohlbefinden, Heilung, Produktivität und Lebensglück steigern.

Verantwortliches Handeln

Das Bauwesen trägt enorme Verantwortung für die Gestaltung einer besseren Umwelt, wenn die Städte laut allen Prognosen in Zukunft noch dichter werden. Biologische Vielfalt in der Stadt statt hermetischer Abriegelung und Klimatisierung von Räumen sowie eine üppige Vegetation als Fassadenelement könnten mittelfristig dem Begriff «Stadtlandschaft» neue Bedeutung geben. Dieser Paradigmenwechsel in der Architektur ist keine Utopie mehr.

Als Vater der grünen Wand gilt der französische Botaniker Patrick Blanc. Auf seinen «murs végétaux», senkrechten Beeten, lässt er Pflanzen wachsen, die akrobatische Fähigkeiten zu haben scheinen. Im thailändischen Regenwald bemerkte Blanc als junger Mann erstmals, dass es Pflanzen gibt, die keinen Erdboden brauchen, wenn sie Wasser und Licht bekommen. Blancs patentierte Begrünungstechnik basiert auf Bewässerungsrohren, die per Zeitschaltuhr mehrmals täglich Wasser abgeben. Derlei nicht bodengebundene Systeme bedürfen der stetigen Irrigation.

Parks und Strassenbäume allein reichen nicht als Antwort der Städte auf den Klimawandel. In Zukunft sehen vielleicht alle Landschaften so aus, dass sie zwischen Stadt und Land changieren. Pflanzen an Wänden und auf Dächern werten Häuser nicht nur klimatisch und ökologisch auf, sondern auch ästhetisch: In Düsseldorf wird sich das pflanzliche Kleid im Herbst, wenn die Blätter der Hainbuche verdorrt an den Ästen hängen, kupferfarben verfärben. Im Frühjahr leuchten die Hecken in frischem Hellgrün und im Sommer kräftig dunkelgrün.

Ein durchaus barockes Naturverständnis, nach dem der Mensch die Flora nach Belieben in Formen presst, steckt hinter den spektakulären Entwürfen von Düsseldorf bis Singapur. Beide Städte gelten als etwas gewöhnlich, generisch und architektonisch risikoarm und können den Reiz eines neuen städtischen Wahrzeichens gut gebrauchen, das den Widerspruch zwischen Gebäude und Garten auflösen will.

Die Musik spricht für sich selbst

Das Zürcher Jazzfestival «unerhört!» setzt ein Zeichen für die Live-Kultur

FLORIAN BISSIG

Manche laufen unter den widrigen Bedingungen einer Pandemie zur Bestform auf. Die Macher des Zürcher Jazzfestivals «unerhört!», das sonst im Spätherbst über die Bühne geht, gehören dazu. Statt abzuwarten, bis die Pandemie im nächsten Herbst verschwunden sein möge, wurde nun während der hartnäckigen dritten Welle eine Spezialedition mit vier Konzerten auf die Beine gestellt. Man wolle ein Statement für die Live-Kultur setzen, hiess es vonseiten der Organisatoren. Doch wer sich nun auf einen spontanen Jam und freie Improvisation eingestellt hatte, dürfte zumindest am Freitagabend eine Überraschung erlebt haben. Das Konzept des Trios von Kaja Drakslar, Petter Eldh und Christian Lillinger bot etwas ganz anderes. Die drei jungen Musiker spielen weitgehend auskomponierte Stücke, die sie bei aller Virtuosität und Dynamik kontrolliert ab Blatt vortragen.

Volle Packung

Die Dramaturgie der Stücke hat wenig mit der des herkömmlichen Jazz zu tun. Statt eines Intros erhält der Hörer die volle Packung unvermittelt an den Kopf geworfen. Vertrackte Rhythmen überlagern sich, Linien und Muster laufen gegeneinander – und finden wieder in eine gemeinsame Ordnung. Die drei Stimmen oszillieren geschickt zwischen dem Miteinander und dem Nebeneinander. Steht ein komplexes Gebilde erst einmal im Raum, wird es auf verschiedene Arten aufgebrochen, aufgedröselnd oder geradezu zerbröselnd. Dabei ist der Eindruck einer sauberen Zerlegung oft trügerisch. Die Motive werden in Mikrovariationen verschoben und zerdehnt. So klingt das maschinenhafte, algorithmische plötzlich ein klein wenig daneben, ungefähr nach dem Motto: Maschinen sind auch nur Menschen.

Zum Abschluss des Spezialfestivals veranstaltete das James Brandon Lewis Quartet am Samstag ein Live-Spektakel, wie es im Buch steht. Das neueste Album des amerikanischen Quartetts wurde im Januar 2020 in New York aufgenommen, kurz bevor die Pandemie die internationale Konzerttätigkeit lahmlegte. Über ein Jahr später gelangte die Musik nun in Zürich zur Uraufführung. Lewis brauchte nicht zu beteuern, wie viel es für ihn und seine Kollegen bedeutete, vor Publikum zu spielen. Die strahlenden Gesichter, noch mehr aber die Verve der Soli, der Eifer des Zusammenspiels und die Intensität des Klangs legten hinreichend Zeugnis davon ab.

Für das Album «Molecular» hat sich Lewis in die Molekularbiologie eingearbeitet. Mag sein, dass man das aufsteigende Spiralmuster einer DNA-Doppelhelix in diesen Klängen nachweisen kann. Das Resultat klingt indessen kein bisschen verkopft. Die Themen sind zuweilen zwar von ungewohnten Melodien und komplexer Rhythmik geprägt, doch es geht nie lang, bis sich das Ensemble in einem stürmischen Swing oder einem stampfenden Funk-Groove findet.

Spannung im Zusammenspiel

Höchst eindrücklich ist die seelenvolle und vielseitige Stimme des Leaders. Der Tenorsaxofonist hat die reichhaltige Tradition des Instruments in seinen Personalstil aufgenommen. Einmal klingt die tapsige Phrasierung von Sonny Rollins an, ein andermal das druckvolle Falsettspiel John Coltranes, und mit inbrünstigem Vibrato zollt Lewis auch der Gospel-Tradition Tribut.

Doch das Beste an dieser Band ist das intuitive und risikofreudige Interplay aller Mitglieder. Hier muss keiner auf einen Wink warten. Auch der Bassist und der Schlagzeuger sind auf Augenhöhe mit Lewis und dem pfliffigen Pianisten Aruan Ortiz und schalten sich mit prägnanten Beiträgen ins lebhafteste Ensemblegeschehen ein. Dieser Gig war ein Ereignis und ein träferes Statement für die Live-Kultur, als man es je zu formulieren vermöchte.